

Der Stiefelknecht.

Von Martha Renate Fischer.

Der Amtsrichter hat den letzten Württemberg auf seinem Kopfe und sagte dabei gemüthlich: „Das war ein regelrechter Ueberfall! Ich denke, Du bist mindestens fünfzig Meilen von mir entfernt, da thut sich die Thüre auf und Du knust in meine brüderlichen Arme.“

„Ja, ja! Spite Dich! Die Herrschaften warten.“

„Herrschaften? definire gefälligst!“

„Mutter, Vater, Tochter.“

„Rang und Stand?“

„Der Alte ist Kaufmann.“

„Alter?“

„Bierzig und fünfzig.“

„Und die Tochter? Wo soll Zwanzig?“

„Ja — ungefähr. Aber mache, daß Du fertig wirst.“

„Erlaube — theurer Bruder. Du überläßt mich, um mich so gleich in die Ausstellung zu verschleppen, wo ich meine zukünftige Schwägerin kennen lernen soll — denn so steht die Sache ja wohl!“

„Ungefähr!“ sagte der Bruder ein wenig verlegen.

„Da muh ich mich doch schon machen“, sprach der Amtsrichter mit Würde.

„Mache Dich! Du sollstest übrigens auch heirathen.“

„Hm.“

„Das Alter hast Du. Achtunddreißig nicht wahr?“

„Neununddreißig.“

Nach einer Weile sagte der Amtsrichter: „Weißt Du, alter Junge, zum Heirathen fühle ich noch kein Bedürfnis.“

„Ja, es sieht merkwürdig ordentlich bei Dir aus. Du wohnst Chambregarnie?“

„Im Gegentheil, der Contract geht auf meinen Namen.“

„Wie denn?“

„Sieh mal! die Wohnung hat fünf Stuben. Davon habe ich drei für meinen Gebrauch. Zwei und das Nebengelass habe ich abgegeben für Aufwartung.“

„Ordentliche Leute?“

„Wittve eines Rectors.“

„Kinder?“

„Eins.“

„Sohn oder Tochter?“

„Sohn.“

„Wie alt ist denn die Frau?“

„Ja, lieber Mensch, das kann ich Dir so genau nicht sagen.“

„Ist sie jung — hübsch!“ fragte der Bruder mit Nachdruck.

Da fuhr der Amtsrichter kurz herum und sprach mit klingender Stimme: „Sie ist respektabel.“

„Er zog den Ueberzieher an, nahm den Hut und schritt seinem brüderlichen Gast voraus in den Korridor.“

Hier sagte er: „Si! Du, geh' ein bißchen facht.“

„Die Wohnung ist doch keine Kirche; oder ist einer krank?“

Der Amtsrichter flüsterete zurück: „Nein. Aber mein Stiefelknecht schlief.“

Die Antwort kam erst auf der obersten Treppentstufe und klang ein wenig grämlich: „Du bist doch immer noch der Alte, mit Deinen Alfanzerien im langsamen Tempo.“

Die Herren kehrten spät heim, es war schon elf Uhr vorüber.

Der Bruder schwelgte in Zukunftsbildern. Er hatte seinen Liebesbengel mit der Tochter abgeschlossen, und die war ein hübsches, schneidendes Mädchen mit 70,000 Mark Wittgal.

Auch der Amtsrichter hatte sich amüsiert.

Er war neben den beiden Alten hergepligert und hatte seine Freude geholt an diesen, die auf Tochter und zukünftigen Schwiegersohn mit athemlocher Beforgnis achteten, als wären sie zwei Angler, und der Fisch stände dicht vor dem Ruder. Aber das trug ihn nicht zu, als des Amtsrichters Bruder sich ohne ihre Einmischung an gefunden hatte.

Raum waren die beiden Herren nun wieder in des Amtsrichters Wohnung, so machte sich dieser auch an das Büffet und pflanzte eine Reihe Flaschen auf den Tisch.

Als er dann prüfend das erste Glaschen hob, klappte die Kante, zog sich herab, wie wenn ein tüchtiges Gewicht daran hing, und schnappte zurück. Darauf wurde der Riß zur Spalte aufgestoßen, und ein Hembdenmay erschien auf der Schwelle.

Es war ein Jungchen von zwei bis drei Jahren, und sein Hembden hatte den Schnitt eines Schürchens mit kleinem Aermeln; denn es stand hinten in ganzer Länge auf.

Der kleine trakte heran, schnitt sein Fräghen von schlößtrunnen Augen, und rieb mit den Fäustchen.

Dann war er beim Amtsrichter, sagte gärtlich mit beiden Armen um dessen Bein und sagte mit dem kleinen, beschelenden Ton des guten Rechts: „Tiebel ausziehen!“

Der Amtsrichter loderte sofort den Stiefel, stellte sich fest gegen den Tisch, und der kleine Bengel spannte sich vor.

Er fachte den Stiefel bei Hacken und Spitze und zog mit aller Gewalt! Dabei hing das hembdliche Schürchen vorn bis auf den Hüftknoten und das ganze kleine Kerlchen kam hinten splitternd heraus.

Ein klaffendes Geräusch: patsch! und der Junge lag auf der Erde und hielt den Stiefel im Schooß.

Ebenso machte er es mit des Amtsrichters zweitem Bein, dann pustete

er, wie nach schwerer Arbeit, tappelte wie eine kleine Dampfmaschine und machte sich auch an den Bruder heran.

Der sah auf den drallen Hembdenmay halb belustigt, halb unbehaglich herab und fragte halblaut, ohne dem Kinde nachzugeben: „Wer ist das?“

„Mein Stiefelknecht“, sagte der Amtsrichter.

Er fachte das Jungchen bei den Händen, ließ es an sich emporklettern, wobei er sich bog, um bequemere Linie zu bilden, trubelte den jauchzenden Strid, zwickte ihm die Waden und gab ihm einen schallenden Kuf.

Das schönste Einternehmen herrschte auf diese Weise, als es an die Korridorthür klopfte.

Auf das „Herein“ erschien eine noch junge Frau an der Thür.

Sofort ging der Amtsrichter hinaus, und entschuldigte sich bei der Mutter, daß ihr Söhnchen bei ihm war. Wahrscheinlich sei er mit seinem Gaste so zeräufscholl eingetreten, daß das Büblein davon erwachte. Er hielt das Kind in beiden Armen vorn im Rock, so wohl verwahrt, daß nur des Jungen Nasenspitze zu sehen war, und machte der Mutter drei Verneigungen in einem Athem.

Die Frau stand ihm höflich, freundlich und reservirt gegenüber. Dann langte sie, und der Amtsrichter legte ihr den zappelnden Stiefelknecht in die mütterlichen Arme.

Als er mit dem verbindlich strahlenden Gesicht in's Zimmer trat, sagte der Bruder, der bis dahin auf der Schwelle gestanden hatte, trocken: „Sie scheint ja ehrliche Absichten zu haben.“ Aber der Amtsrichter beachtete weder Wort noch Ton und machte sich wieder mit seinen Flaschen zu schaffen.

Der andere Nachmittag fand die beiden Herren wieder in der Ausstellung.

Diesmal hatten die Eltern, die lieber unbeschadet waren, vielleicht auch noch aus anderem Grunde, als Partnerin für den Amtsrichter, ein Mädchen mitgebracht. Das Mädchen war hübsch und aufgeweckt, plauderte über Kunst und verwandte Dinge und wußte auch in allen Haushaltungsfragen Bescheid. Da sie sich auf seinen großen Ton stimmte, sondern natürlich und gemüthlich blieb, gefiel sie dem Amtsrichter ganz gut.

Die Familie brach jetzt auf. Auch die Brüder begaben sich heim.

Als der Amtsrichter in seinem Zimmer war, ging er unruhig umher, brumnte: „Was ist denn das bloß heute?“ Dann schien er erleuchtet zu werden und drückte auf die Klingel. Das eintretende Mädchen fragte er: „Sagen Sie mal, Rosaura (sie hieß Vertha), ist etwa der Junge krank?“

„Nein, Herr Amtsrichter.“

„Ach hob' ihn doch den ganzen Tag nicht gesehen.“

„Frau Rector hält ihn in der Stube. Er soll nicht immer beschwerlich fallen.“

„Ja, was ließ sich da thun! Der Amtsrichter zog verdrüßlich seine Stiefel aus, holte Cigarren und ließ sich von seinem Bruder über dessen Zukunftsbilder unterhalten.

Dieser war in hohem Schwunge; denn er wollte am nächsten Vormittag seine Werbung machen.

Am anderen Morgen fing er zeitig mit der Toilette an. Auch der Amtsrichter legte seinen Frackanzug zurecht, denn ein Diner war durchsichtig angekündigt worden.

Als der Bruder zu dem Ausgang fertig war, trat er vor den Amtsrichter hin und sagte, gleich beiläufig wie die Indringlich: „Eigentlich solltest Du die Nichte heirathen. Sie hat zwanzigtausend Mark — nicht viel! aber sie ist doch eine sehr angenehme Persönlichkeit.“

„Ja, sie ist ein nettes Mädchen.“

„Die Wohnung hast Du ja schon.“

„Er rednete die Eintheilung der Zimmer vor. „Du brauchst bloß zu kündigen.“

„Wieso?“

„Wenn Du heirathest, brauchst Du doch die sämtlichen Räumlichkeiten für Deinen Haushalt. Und dann — lieber Amtsrichter, sei nicht naiv! — kannst Du Deine Frau nicht mit der interessanten Wittib in Verbindung bringen. Dagegen protestire auch ich — aus Verwandtschafts-Rücksichten nach jener Seite.“

„Protestiren?“ dachte der Amtsrichter, da der Bruder nun gegangen war. Interessante Wittib. Was fiel denn dem Menschen nur ein? Die Frau Rector war gar nicht interessant! aber sie war eine prächtige, brave, respektable Frau! nur durch ihr Stüchden gemelner Armuth wurde sie preisgegeben!

Das wäre ja noch schöner! Durch ihn kommt die arme Frau in schlechten Ruf — und das ist dann gleich ein unfaires Gerand für den kleinen Stiefelknecht! — Sein Bruder hätte gar nicht herzukommen brauchen. Denn er hatte ihm nur die Laune verborgen und hier die Situation verschoben.

Na ja — jetzt war der Mustermensch vielleicht schon am Ort und würde wohl bald mit den Schwiegereltern einig sein. Da mußte man Toilette machen. Denn der Eilbote konnte ja kommen, um den Herrn Schwager hinzuschleusen.

Der Amtsrichter zog gerade die Stiefel an, als die Kante klopfte, das Gewicht daran hing und der Schnappton erfolgte. Er drehte sich sogleich mit dem Gesicht dahin.

„Junge“, sagte er zu dem herantretenden Bengelchen, „wo bist Du denn gefahren den ganzen Tag gewesen?“

Der Kleine zog in trauriger Grim-

merung ein Schippen und brumnte: „Mutter hat mich gelassen —“ umfachte des Amtsrichters Beine und befahl: „Tiebel ausziehen!“

„Aee, mein Sohn, die habe ich kaum angezogen.“

„Na — Ontel — Tiebel ausziehen!“

„Wird nichts daraus — der Ontel geht aus.“ Und er legte das Jungchen auf den Tisch und stellte sich davor. Nun suchte der Kleine in des Amtsrichters Westentaschen und drehte die Chemisettknöpfe.

Als der Amtsrichter den Frack anzog, fragte der Stiefelknecht: „Was ist das?“

„Das ist ein Hochzeitsrod, mein Sohn!“

Das Wort verstand das Kerlchen zwar nicht, aber es antwortete trotzdem. Es sagte: „Und nu Tiebeln ausziehen!“

Der Amtsrichter hob den Kleinen herab, loderte den einen Stiefel und der Junge spannte sich vor und fiel damit um. Er war heute im Kleiden mit Wadenstrümpfen.

Als der Stiefel wieder angezogen war, drohte der Mann: „Du, mein Sohn, der Ontel geht jetzt aus und kommt überhaupt nicht wieder.“

„Aee?“

„Aber gewiß!“

„Ich komm' mit.“

„Du bleibst da und der Ontel geht allein.“

„Aber Du kommst wieder und ich denn Deine Tiebeln ausziehen.“

„Nein, mein Sohn, die Scheidung geschieht für's Leben und ich komme niemals wieder.“

Der Junge redete sich im Kleiden, zog ein fürchtliches Mäuschen und brach in Thränen aus. Ein Bach entsprang an jedem Auge und lief über die pralle Wange.

Der Amtsrichter nahm das Kind empor, das sogleich beide Arme um seinen Hals schlang. Und da weinte und schluchzte das Kerlchen ganz still in seinem großen Schmerz.

Herrgott! er konnte sich doch von dem Stiefelknecht nicht trennen! Das war ja gar nicht möglich!

Wenn er heute heirathete, wo würde dann wohl der Stiefelknecht mit seiner tapferen Mutter ein neues Unterkommen finden? Er hatte Erkundigungen eingelesen und erfahren, daß die Frau zuvor gehungert hatte.

Und was denn nun? So schutzlos die Weiden! Diese prachtvolle holde Frau, und das kleine, warme, prächtige Bengelchen!

Wie eine Wärterin ging er mit dem Kind in der Stube umher, summete dabei und beruhigte es. Und des Kindes Wärme strömte an seinen Körper, und seine Wärme an des Kindes Körper.

Dazu nun sein festlich Gewand. — Eine selige Gerathstimmung kam über ihn.

Er ging fröhlich an der Frau Rector Wegemach, klopfte an und trat ein.

Die Frau kam ihn entgegen mit der stillen Würde in Blick und Haltung, und er machte ihr drei Verneigungen in einer Minute — stammelte — tam ganz aus dem Text — bis er in herausbrechendem Gefühl schnell ihre Hand faßte und ihr sagte, daß er sie schon immer geliebt habe — er verbesserte sich eifrig; geliebt habe. Danach trug er sich ihr zum Gatten an, dem Stiefelknecht zum Vater. Denn es war ein doppelter Antrag. Der kleine Stiefelknecht wurde nicht bloß als Zuaube betrachtet.

Die Frau lächelte — und das war nun wieder ein doppeltes Lächeln — denn das Strahlen der Mutterliebe und der Weibesliebe trat bejüngend auf ihr Angesicht. Und schließlich lachte sie wie ein übermüthiges Mädchen.

Ob sie ihn wollte? Aber gewiß! Sie hatte ihn nicht umsonst kennen gelernt. Jeder, wer ihn kannte, mußte ihn ja verehren.

Kunst und Wissenschaft!

Die Vielfältigkeit des Eisens, die man der heutigen Industrie verdankt, wird in ökonomischer Weise veranschaulicht durch eine Zusammenstellung der Werthe, die dieselbe Menge des Metalls in den verschiedenen Formen der Bearbeitung erlangen kann. Eine Barre Eisen, die im Rohzustand etwa 20 Mark Werth hat, kostet zu Hufeisen verarbeitet 48 Mark, als Tischmesser-Hinten 704 Mark, als Nadeln 1420 Mark, als Taschenmesser 12,742 Mark, als Aereklisen 17,940 Mark, als Uhrkeben 100,000 Mark. Zu welcher Preiszeit das Eisen heutzutage verarbeitet werden kann, maas daraus erselben werden, daß man aus 21 Pfund des Metalls einen Draht ziehen kann, der 35 Meilenlang, also etwa 160 Kilometer weit reicht und so fein ist, daß man ihn an Stelle von Haar dazu benutzen konnte, um Perleiden daraus zu machen.

Versuche mit Ruder-Ernährung hat bei den letzten großen Herbst- und Reisermanövern in der Wetterau der Major Oberstabsarzt Leitenstorfer angestellt, über die er in der Deutschen Militärärztlichen Zeitschrift berichtet. In je einer Compagnie der drei Bataillone wurden zehn Mann zur Ruder-Ernährung und zehn Mann als Controlleure bestimmt; bei der Auswahl der Ruderleute wurden hauptsächlich mittellose und schwächliche Leute der Compagnie berücksichtigt. Es wurde mittels Stüchden Wirtelwägen am Tage begonnen und bis auf durchschnittlich zehn bis zwölf Wirtel fortgesetzt. Die Ergebnisse dieses Versuchs waren nun

folgender: Zunächst stieg das Körpergewicht der Ruderleute während der Manöver mehr als das der Controllemänner. Sodann ergab sich, daß durch Zudernem das Hungergefühl längere Zeit niedergehalten und auf dem Marsche auch auf längere Zeit rasch gestillt wurde. Ebenso hatten die Ruderleute weniger unter Durst zu leiden als die andern, und es genigte auf dem Marsche der Genuß von einigen Ruderstüchden, um den Durst auf geraume Zeit zu stillen. Nach dem Genuß von Zuder gelangten sich die betreffenden Soldaten auch frischer als vorher und von größter Ausdauer. Eine Abneigung gegen den Zuder wurde während des ganzen Versuches nicht beobachtet. Der allem beachtenswerth ist noch, daß durch den Zudernem der drohenden Erschöpfung auf dem Marsche und dem Hitzschlag mit raschem Erfolge entgegengetreten werden konnte. Als die praktischen Folgen aus diesen Versuchen ersichtlich nun Dr. Leitenstorfer die Anwendung des Ruders bei den Soldaten zu folgendem dreifachen Zweck: erstens als Beigabe zur Tageskost zur Erhöhung ihres kriterian Nährwerths, zweitens als eisernen Bestand für den Mann und Proviand für Festungen, Lazarete und Schiffe und endlich als zeitweise kräftigendes und belebendes Mittel auf dem Marsche.

Das betannte Bulfrich'sche Salz, ein in den meisten Haushaltungen eingebürgertes Mittel, welches besonders bei Verdauungsstörungen aller Art ziemlich planlos angenommen wird, soll nach einer Empfehlung vom Oberstabsarzt Haberton ein vorzügliches Streupulver bei Brandwunden abgeben. Wie im „Medico“ neuerdings mitgetheilt wird, ersticht der bestia Verbrennungsschmerz sofort, wenn man Bulfrich'sches Salz oder — wie es richtiger heißt — Doppeltkohlensaure Natron dicht auf die verbrannte Hautstelle streut. Auf das Pulver kommt eine dünne Schicht Verbandwatte. Häufig genügt ein einmaliges Aufstreuen des Salzes, ohne das es zur Heilbildung kommt. Dr. Haberton zieht das doppeltkohlensaure Natron, welches sehr schnell zur Hand ist, anderen vielkostbaren Hausmitteln vor.

Eigengetrüb der Menschen. Vorurtheilslose Physiologen haben immer zugeben, daß die Beobachtungen des Wollpostels Nager nicht aus der Luft gegriffen sind, wenn sie auch mit dessen übertriebenen Folgerungen nicht einverstanden waren. A. Bette theilt im Archiv der gesammten Physiologie Beobachtungen mit, welche Nagers Ansichten betreffen und theilweise sogar erweitern. Nach Bette hat jedes Individuum seinen eigenen Geruch, an dem es nicht nur von Hunden, sondern auch von Menschen mit empfindlicher Geruchsorgan erkannt werden kann. So kennt Bette einen Herrn, der in einer Gesellschaft von zwanzig und mehr Personen jede einzelne mit verbundenen Augen sicher erkennt, der rieht, wenn jemand in seiner Abwesenheit im Zimmer oder bei Bekannten war. Der Eigengetrüb ist nicht anachoren, sondern entwickelt sich allmählich, scheint in der Zeit der Pubertät seine volle Ausbildung zu erreichen und von da an gleich zu bleiben. Alle Mitglieder einer Familie haben im Geruche etwas gemeinsames Charakteristisches, was ihnen erhalten bleibt, wenn sie auch an verschiedene Orten leben, was alle nicht vorherbestimmenden Ernährung und Lebensweise bedingt sein kann. Vermuthlich kehrt die Verschiedenartigkeit der Eigengetrüb auf einer veränderlichen, aber für jedes Individuum bestimmten Zusammenfassung der Stoffwechselprodukte, besonders der Fettsäuren, und diese Unterschiede im Stoffwechsel können nur durch Keimvariation entstehen, aber so wie die verschiedenen Gefährtszue.

Ueber die Geschwindigkeit des Schalles in den oberen Schichten der Atmosphäre sind vor einigen Tagen bei London großartige Versuche mittels eines Kieselruballons angestellt worden. Es handelte sich darum, festzustellen, ob der Schall sich in den höheren Schichten des Luftmeeres mit der gleichen Geschwindigkeit fortbewegt wie an der Erdoberfläche; oder vielmehr, da das von vornherein nicht wahrscheinlich ist, in welcher Weise die Fortpflanzung des Schalles dort verändert ist. Besondere Aufmerksamkeit sollte dem etwaigen Einflusse von Wolken auf die Fortpflanzung des Schalles gewidmet werden. Den Versuchen wohnten mehrere der größten englischen Physiker bei. Lord Kelvin, Lord Rayleigh, Maskelme, Vachou u. s. w., außerdem eine lausendköpfige Menge von Zuschauern aus allen Kreisen. Der Luftballon, der ungefähr 1100 Cubikmeter Gas enthielt, wurde von Percival Spencer und seinem Bruder geführt. Bei einem Versuchsauffzuge hatte man bereits einige vorläufige Photographien mit dem Kinetographen von der Gondel aus aufgenommen. Das Wetter war kühl, die Luft klar und schloß sich langsam, und der Ballon entfernte sich langsam in nordwestlicher Richtung. Alsbald wurde mit den Versuchen begonnen. Zunächst wurde der Schall der menschlichen Stimme dem Ballon nachgesandt, dann die Töne von fünf verschiedenen Musikinstrumenten. Darauf kamen einzelne Klirntenschläge und die Signale einer Dampfpiße an der Reihe. Weiterhin folaten Flintenpatronen mit anschließendem Belotonsfeuer. Mit zunehmender Entfernung des Ballons kamen härtere künstliche Geräusche zur Anwendung: Explosionen bestimmter Mengen von Schießbaumwolle, dann solche der doppelten Menge, schließlich einer Mischung von Ge-

schützpulver und Schießbaumwolle. Während unten genau die Zeit jedes Signals aufgezeichnet wurde, merkten die Luftschiffer, die mit einem besondern Empfangsapparate die Schallwellen aufnahmen, ebenfalls genau die Zeit an, in denen der Schall des betreffenden Signals sie erreichte; da zugleich die Höhe und die Entfernung des Ballons von der Signalstelle bestimmt wurden, so konnte die Geschwindigkeit des Schalles von der Erde bis zum Ballon für jeden Fall berechnet werden. Die Ergebnisse der Versuche, die sowohl für die Physik wie für die Meteorologie von Bedeutung sind, werden demnächst veröffentlicht werden.

Deutsche Goldschmiedarbeiten im Ruml. Der Amonnenk H. A. Martin aus Stockholm, der eine Reife in Rußland ausführt, um nach Urtunden und seitlichen Gegenständen von Karl dem Großen zu forschen, hat im Kreis eine Entbeduna gemacht, die nicht verfehlt wird, Aufsehen zu erregen. Der größere Theil der dort verarbeiteten Silberkleinodien, darunter die schönsten und kostbarsten, besteht nämlich aus Geschenkden, die schwedische Regenten während der Großmachtstellung Schwedens den Herrschern Rußlands gemacht haben. Der größte Theil dieses Schatzes stellt Kronebeute aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges dar. Er umfaßt 130 verschiedene Stücke, die meisten von kolossaler Größe und wunderbar feiner Arbeit, herkommend aus der während der Renaissance so berühmten Goldschmiedwerkstätten in Nürnberg und Augsburg. Von allen diesen Stücken hat der genannte Forscher eine große Anzahl in Folge des Entdeckens der Verwaltung des Kreis Protographien nehmen können. In Mostau soll die Entdeckung großer Aufseher erregt haben. Für Schweden das sie, wie das Stockholm'sche Staatsblatt schreibt, großes kulturhistorisches Interesse. Man habe sich oft darüber gemundert, wo die unerhörten Schätze, die während des dreißigjährigen Krieges in der königlichen Schatzkammer angeammelt wurden, obliegen seien. Oft sei behauptet worden, die Königin Christine hätte sie aus dem Lande geführt, aber es läge offen zutage, daß diese Erklärung nicht genügend sei. Die Nachricht aus Mostau gebe indessen einen neuen Anhalt. Die nachfolgende Gustav Adolfs Schienen die in der königlichen Schatzkammer angehäuften Restarbeiten als aeternete Objecte betrachtet zu haben, wenn es aalt, ausländischen Fürsten Geschenke zu machen. Daß der größere Theil nach Rußland gekommen sei, wäre, meint das erwähnte Blatt, bei den künftigen diplomatischen Verhandlungen mit dem Zarreich nicht zu verwundern. In Deutschland wird man die Entdeckung des Schweden Martin im Kreis zu Mostau jedenfalls mit nicht geringem Interesse als in Schweden nehmen, und vermuthlich wird man sich in deutschen interessierten Kreisen angelegen sein lassen, falls sich einige Photographien von jenen Gerathnissen Nürnberg und Augsburg Goldschmiedkunst zu bekommen. Die schlechtesten Stücke waren es jedenfalls nicht, die als wertvollste scharfschneidende Soldateska damals gefestelt hat.

Deutsche und französische Elektricitätswerke.

Das Brüsseler Echo de la Bourge enthält eine längere Darlegung über elektrische Anlagen, worin a. a. folgende Stelle aus einem den vereinigten Pariser Elektricitätswerken unterbreiteten Bericht über den Stand der Elektrotechnik in Frankreich und Deutschland mitgetheilt wird: Abgesehen von Paris besitzen heute an 420 französische Städte Centralstationen. Neben den Beleuchtungsanlagen vermehren sich die elektrischen Fabrikbetriebe, sowie die elektrochemischen Fabriken, und die Verwendung des elektrischen Stromes wird in steigendem Maße von Tag zu Tag allgemeiner. Es bleibt uns indeß noch vieles zu thun übrig, und wenn wir auch bei der Entbeduna, welche die elektrischen Unternehmungen im letzten Jahre in Frankreich genommen haben, einen gewissen Stolz empfinden, werden wir doch vielleicht klüger thun, uns die Verhältnisse einmal genauer anzusehen. Vereinen wir zunächst nicht, daß wir nach der Statistik zur Dedung des Landesbedarfs noch im Jahre 1897 1,350,000 Kilogramm Dynamomaschinen, 338,000 Kilo. Maschinenheile und 10,200 Kilo. Bogenlampen, das Ganze im Werthe von rund 5 Millionen, haben einführen müssen, während wir kaum 490,000 Kilo. Dynamomaschinen und 550,000 Kilo. Maschinenheile im Gesamtwerte von rund 2½ Millionen ausgeführt haben. Unser eigener Markt ist also leider dem Ausland weit geöffnet, und was noch eruster ist, der ausländische Markt kennt die französische Industrie nicht mehr. Es liegt das daran, daß die große Kunst der Electricität in Frankreich nicht so sehr im Auge gefaßt ist, als in Deutschland, und die Preise ihres Landes zu benutzen, um sich in der ganzen Welt Materiallieferungen und Betriebsgenehmigungen zu sichern und zum größten Wohlergehen ihrer Fabrikden die Aufträge aus den fünf Erdtheilen nach der Spree, dem Rhein und der Oder zu laden. Im letzten Jahre hat die Gesellschaft Schneider in Nürnberg über 60 Millionen umgeschlagen; die Union in Berlin, welche die Patente Thomson-Houston ausbeutet, hat nach ihren Angaben sämtliche französische Firmen zusammen; die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft, die 7- bis 800 Arbeiter

befähigt, hat, abgesehen von ihrer Thätigkeit in Deutschland, die Centralen in Sevilla, Barcelona, Buenos Aires, die Straßenbahnen in Bilbao, Genoa, Kiew u. s. w. ausgeführt. Unter einem Millionen, von oben kommenden Antrieb, von dem wir uns kaum eine Idee machen können, wandert Handelsbesitzene ersten Ranges in die Ferne, prüfen die Verhältnisse, veranlassen Unternehmungen, suchen Betriebsgenehmigungen nach und verlegen sich darauf, den Städten, Staaten und öffentlichen Verwaltungen das Verlangen beizubringen, die Bevölkerung in breitem Maße mit den Fortschritten der deutschen Industrie zu versorgen. Sobald in Spanien oder Brasilien, im Transvaal oder in Rußland von einer elektrischen Anlage die Rede ist, kann man sicher sein, daß irgendeine der mächtigen deutschen Gesellschaften, die, von ihren Vertretern im Auslande glänzend unterstützt, bei allen neuen Unternehmungen Gevatter stehen, die Sache veranlaßt und vorbereitet hat. Aber das Geschäft in der Hand haben genügt nicht, es bedarf zu seiner Erledigung auch mächtiger Geldquellen, und dabei sind die deutschen Banken nicht hintergeblieben. Ihre Thätigkeit geht aus folgendem hervor. Die Gruppe Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft vertritt gegenwärtig 47 Millionen Mark Aktien und 50 Millionen Mark Obligationen, die Gruppe Siemens und Halske 65 Millionen Mark Aktien und 50 Mill. Mark Obligationen, die Gruppe Union 41 Mill. Mark Aktien und 12 Mill. Mark Obligationen, die Gruppe Schuckert 57 Mill. Mark Aktien und 6 Mill. Mark Obligationen, die Gruppe Helios 24 Mill. Mark Aktien. Rechnet man die weniger bedeutenden Firmen hinzu, so hat das deutsche Bankwesen den Mutterländern des elektrischen Gewerbes in 15 Jahren über 400 Mill. Franken zu widmen verstanden. Und was haben wir diesen Zahlen gegenüberzustellen? Es ist fast sprichwörtlich geworden, wie widerpenflich sich die französischen Ersparnisse bisher den geschäftlichen Unternehmungen gezeigt haben, und wie sehr unser bis zum Geiz narrafes und bis zum Kleinmuth vorsichtiges Land der Industrie das Vertrauen verlagert hat, ausgenommen, wenn es waghastigen Speculationen galt. Inzwischen scheint sich eine kleine Besserung anzukündigen und die Finanzwelt einige Geisteskräfte über ihre frühere Gleichgültigkeit zu empfinden. Seit zwei oder drei Jahren haben sich bei uns thatsächlich einige Gesellschaften unter der Führung erfahrener Männer gebildet, die nach den Grundzügen und dem Beispiel unserer Nachbarn Versuche machen, dem Gewerbe dadurch einen unendlichen Dienst zu erweisen, daß sie ihm das Wohlwollen der Geldseite gewinnen. Wir sind zwar noch weit von den oben 400 Millionen, aber die erwähnte Anregerung ist ja auch erst in der Entbeduna. Die deutsche Industrie darf mit einer derartigen Anerkennung ihrer Erfolge von französischer Seite zufrieden sein. Zwar laufen bei dieser Anerkennung einmole auf das französische Nationalgefühl zurückzuführen Unrichtigkeiten unter — so namentlich, daß die Deutschen keine neuen Erfindungen auf elektrischem Gebiete gemacht hätten — aber sie beweist doch, daß das französische Gewerbe heute von dem deutschen ganz andere Anschauungen hat, als in früherer Zeit.

Der Scorpion als Vogelstein.

Auf der Insel Sardinia zählt die Vogelwelt eben so wie in den andern Gebieten unter dem nördlichen Wendekreis in der Alten Welt, der kleinen Sardinia zu den zierlichsten Geschöpfen ihrer Geschlechter. Dieses reizende Thierchen vertritt dort in seiner Farbenpracht, seinem zierlichen Bau und seinen Gewohnheiten den Kolibri der Neuen Welt. Als ob auch hier sich die Extreme berühren müßten, hat dieses Vögelchen einer der allwiderräufigsten Feinde, nämlich einen Storpion. Sind die Berichte über die Gefährlichkeit der Storpione für manche Arten stark übertrieben, so rechtfertigt der Scorpion von Sardinien den schlechten Ruf seiner Sippe in vollstem Maße. Gewöhnlich ist dieses Insekt nur 20 Centimeter lang, zuweilen findet man aber Exemplare von über 1 Fuß Länge. Es das Thier bei seinem schmerzhaften Bissen auch einen Menschen wohl zu erschrecken vermöchte. Es sitzt meist auf einem einzelnen Steine oder auf dem Felsboden auf Beine lauend und den langen gelentigen Schwanz mit dem Giftstachel an seinem Ende nach vorn umgebogen haltend, um die Waffe jederzeit gebrauchen zu können, dabei mit weit geöffneten Jangan an den vordersten Gliedmaßen, um die Beute sofort zu packen. So liegt das Thier stundenlang unbeweglich in der glühenden Tropenhitze und harret eines Opfers. Naht sich in harmloser Ländelei eines der entzückenden Hoiquogelchen, so drückt sich der Storpion dicht an den Felsen heran, um nicht bemerkt zu werden, plötzlich streckt er seine Jangan aus, stürzt mit einem Satz auf seine Beute zu und verbergt ihr blizschnell von hinten her über seinen Körper hinweg einen Stich mit dem giftschwangeren Schwanzstachel. Das Leben des armen Vogels ist damit beigest, und der Scorpion schlüpft ihm bei Seite, um ihn auszulauen.

Nachentwurf. Theaterdirector.

„Schula, wir trauen für den zweiten Akt eine Sappho, die im Hintergrunde aufzufesteln ist. Haben Sie eine?“

Theaterdirector: „Eine Sappho, — aber ein altes Sofa ist noch da.“